

Prolog

Agnes kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie hatte sich geschminkt, frisiert und schön gemacht für mich. Ihre Töchter standen um sie herum und waren glücklich, ihre Mutter so zu sehen.

»Das ist der Besucher aus Europa«, sagten sie zu ihr, »der Enkel.«

»Wer?«, fragte sie ein wenig zu laut.

»Der Enkel, du weißt doch.« Nein, Agnes wusste nicht, das sah ich ihr an.

Wir begrüßten einander und setzten uns an ihren runden Wohnzimmertisch irgendwo in Buenos Aires. Ich kannte Agnes aus dem Tagebuch meiner Großmutter, das ich in meiner Tasche bei mir trug. Sie sind zusammen in einem winzigen Dorf im Westen Ungarns aufgewachsen, haben sich als Kinder täglich gesehen, obwohl sie verschiedene Leben lebten. Agnes' Eltern hatten einen Feinkostladen, die Eltern meiner Großmutter ein kleines Schloss mit einem kiesbestreuten Hof, in dessen Mitte ein Kastanienbaum stand. *Es war ein ruhiges Leben auf dem Land*, schrieb meine Großmutter über ihre Kindheit, *ein Leben von den Jahreszeiten bestimmt*. Bis zum Krieg.

Bis zu jenem Tag im Frühjahr 1944, als die jahrhundertealte Ordnung in diesem Dorf verschwand und mit ihr eine Welt. Erst kamen die Deutschen, dann die Russen. Das Schloss brannte ab, die Familie meiner Großmutter verlor ihr ganzes Land, ihren Status, ihren Platz in der Gesellschaft.

Und Agnes kam nach Auschwitz.

Ich sei auf Durchreise, so hatte man Agnes auf mein Kommen vorbereitet, ich hätte in einem Tagebuch Informationen über sie gefunden. »Über deine Eltern«, sagte man ihr, über eine Zeit vor siebzig Jahren. Jetzt sei ich hier, um ein wenig daraus vorzulesen.

»Wie wunderbar«, sagte sie.

Ich saß neben Agnes und konnte die Tätowierung sehen, die ihr ein Wärter in Auschwitz gestochen hatte und die nun in den Runzeln ihrer Haut verschwand. Die Ziffern waren kaum mehr lesbar: 802 ... 6? Oder war das eine 8?

»Apfel oder Quark?«, wurde ich gefragt. »Was?« Agnes war achtzehn, als sie ins Konzentrationslager de-

portiert wurde, heute ist sie über neunzig. Ihr Rollator stand griffbereit neben ihrem Stuhl. Auf einem kleinen Regal sah ich Fotos, ihr verstorbener Mann, die Hochzeit ihrer Töchter, ein ganzes Leben.

»Apfel«, sagte ich und streckte meinen Teller hin. Und als jeder sein Stück Strudel fertiggegessen hatte, fing ich an vorzulesen: von dem Zug aus Budapest, den man an seiner Rußwolke schon von Weitem kommen sah – und Agnes nickte; von den Kranichen am Dorfeingang; den in Zuckerwasser eingelegten Kirschen, die im Laden ihrer Eltern neben der Kasse standen; und von ihrem Vater, Herrn Mandl mit den roten Wangen.

»Oh ja, die hatte er«, unterbrach sie mich fröhlich, und wir freuten uns mit ihr, obwohl uns allen nicht danach zumute war. Weil wir die Wahrheit kannten.

Haben wir das Richtige getan?, fragte ich mich einen Tag später in der Abflughalle des Flughafens. Abgesehen von einem Mann auf einem Reinigungswagen, der von einem Ende des Terminals zum anderen fuhr und auf dem Teppich mal einen dunkleren, mal einen helleren Streifen hinterließ, war niemand da, keine Menschenseele.

Ich bin nur der Bote, hatte ich mir eingeredet, bevor ich hergereist war. Ich habe etwas, das Agnes gehört, deshalb war ich hergekommen, doch jetzt war ich mir nicht mehr so sicher. Bloß ein Kurier?

Sieben Jahre waren vergangen, seit ich mich auf die Spuren der Kriegsgeheimnisse meiner Familie begeben hatte. Ich war mehrmals nach Ungarn gefahren, nach Österreich, war nach Moskau geflogen und nun bis nach Buenos Aires, vor allem aber wurde ich Vater dreier Kinder, wodurch sich alles vermischte: Ich lernte, Windeln zu wechseln und Breie anzurühren, und alles über meine Wurzeln; ich verbrachte Tage in einem kleinen Ort namens Rechnitz, um mehr über ein Massaker an 180 Juden zu erfahren, stapfte durch sibirischen Schnee auf der Suche nach Überresten eines Arbeitslagers und landete schließlich in Südamerika. All dies besprach ich wöchentlich mit meinem Psychoanalytiker in Zürich, wir sprachen über Stalin, den Holocaust und Massengräber, während andere über Mittag Pizza aßen. Erst neulich hatte ich ihn gefragt: »Sagen Sie, bin ich eigentlich krank?« Worauf er antwortete: »Woher soll ich das wissen?«

Als würde ich in einer Zeitmaschine leben, so fühlte es sich an, das Gestern und das Heute verschmolzen. Ich sprang von der Vergangenheit in die Gegenwart und sah mir von oben zu, wie ich auf meiner biografischen Achse spazieren ging. Sieben Jahre. Das ist ungefähr die Lebenserwartung europäischer Maulwürfe, von denen ich im Tagebuch meiner Großmutter so viel las, weil sie sich immer wieder mit diesen Tieren verglich.

So saß ich da und blickte hinaus, sah Landepisten, schwarz vor Gummi, dahinter schmutzige Felder, die unendliche Weite Argentiniens.

Agnes' Töchter hatten mir zum Abschied ein schmales Buch ihrer Mutter in die Hand gedrückt, die Erinnerungen ihrer Mutter an die Kriegsjahre, das nun neben dem Tagebuch meiner Großmutter in meiner Tasche lag. Die Lebensgeschichten zweier ungleicher Frauen, die miteinander verwoben waren und bis in die Gegenwart strahlten, und in denen ich nun blätterte. Fehlt noch meine Geschichte, dachte ich, nahm mein Notizbuch aus der Jacke, strich eine neue Seite glatt und schrieb das Datum oben links in die Ecke: *Oktober 2013*.

Was wird das, ein Brief? An wen, an mich? Wie beginnt man so etwas?

Dann wurde mein Flug aufgerufen.

1.

Begonnen hatte alles an einem Donnerstag im April, rund sieben Jahre vor meiner Reise nach Buenos Aires. Ich arbeitete damals bei der Sonntagsausgabe der Neuen Zürcher Zeitung. Es war früh am Morgen, noch war kaum jemand da, alles ruhig. Ich schrieb einen Text über einen Samen-spender aus Holland, als mir eine ältere Kollegin, die sonst nie viel mit mir sprach, eine Zeitungsseite auf den Schreibtisch legte und fragte: »Was hast du denn für eine Familie?«

Ich sah hoch und lächelte sie an, erst dann blickte ich auf den Artikel, den sie für mich ausgerissen hatte. Ich erwartete etwas aus dem 19. Jahrhundert, mit Rüschenkleidern vielleicht oder mit Pferden. Irgendeine Brücke, die nach einem meiner Vorfahren benannt worden war, einem Ádám, Zsigmond oder Ladislaus Batthyány, mein Nachname ist in Ungarn bekannt. Die Batthyánys waren Grafen, Fürsten, Bischöfe. Einer wurde 1849 Ministerpräsident des Landes, ein anderer, Ladislaus-Batthyány-Strattmann, 2003 von Papst Johannes Paul II. für seine Verdienste als Arzt in Rom seliggesprochen. Die Familiengeschichte kann bis zu den Türkenkriegen im 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden, bei uns im Westen allerdings kennt man den Namen kaum, warum sollte man auch? Die meisten halten ihn für einen tamilischen Namen, die vielen Ypsilons klingen nach Sri Lanka. Nur an den Weihnachtstagen werde ich auf ihn angesprochen, weil dann die Sissi-Trilogie im Fernsehen läuft, morgens um 11 Uhr, in der die Kaiserin, gespielt von Romy Schneider, mit einem Grafen Batthyány tanzt, der eine babyblaue Uniform trägt und viel Brillantine im Haar.

So etwas erwartete ich also, als ich auf die Zeitung blickte, etwas Harmloses, stattdessen las ich den Titel: »Die Gastgeberin der Hölle«, den ich nicht verstand, die Frau auf dem Foto aber erkannte ich sofort. Tante Margit. Im März 1945 soll sie beteiligt gewesen sein an einem Massaker an 180 Juden in der österreichischen Grenzstadt Rechnitz. Sie soll ein Fest gefeiert, getanzt und getrunken und um Mitternacht, aus Spaß, den nackten Männern und Frauen die Pistole an den Kopf gehalten und abgedrückt haben.

»Danke«, sagte ich, legte den Text zur Seite und sah wieder auf das blinkende Zeichen am Bildschirm. Ich hatte noch zwei Stunden für meinen Text über den holländischen Samenspender.

Tante Margit? Die mit der Zunge?

Als ich ein Kind war, gingen wir dreimal im Jahr mit Tante Margit essen, immer in die teuersten Restaurants Zürichs. Mein Vater fluchte schon auf der Hinfahrt und rauchte in unserem weißen Opel eine Zigarette nach der anderen, meine Mutter kämmte mir die Haare mit einem Plastik-kamm. Wir nannten sie Tante Margit, nie Margit, als wäre Tante ein Titel. Sie war groß, ein gewaltiger Oberkörper auf dünnen Beinen. In meiner Erinnerung trägt sie immer ein Kostüm, zugeknöpft bis zum Hals, und Seidenfoulards mit Pferdemotiven, ihre Krokodilledertasche ist bordeauxrot und hat goldene Verschlüsse, und wenn sie erzählt, von der Rehbrunft oder von Schiffsreisen in die Ägäis, dann streckt sie in den Pausen zwischen den Sätzen ihre Zungen-spitze heraus, wie eine Eidechse. Ich sitze so weit wie möglich von ihr entfernt, Tante Margit hat Kinder gehasst, und während ich in der geschnetzten Kalbsleber herumstochere, schaue ich immer wieder zu ihr hin. Ich will diese Zunge sehen.

Nach ihrem Tod sprachen wir nur noch selten von ihr und meine Erinnerungen an die Mittagessen verblassten, bis zu dem Tag, als ich in der Zeitung von diesem österreichischen Ort las. Rechnitz. Von einem Fest. Von einem Massaker. Von 180 Juden, die sich erst nackt ausziehen mussten, bevor sie erschossen wurden, damit ihre Leichen schneller verwesen. Und Tante Margit? Sie war mittendrin.

Ich rief meinen Vater an und fragte ihn, ob er davon gewusst habe. Er schwieg, und ich hörte, wie er eine Weinflasche entkorkte. Ich sah ihn vor mir auf diesem abgewetzten Sofa, das ich so mag, in seinem Wohnzimmer in Budapest.

»Margit hatte ein paar Affären mit Nazis, das hat man sich in der Familie erzählt.«

»In der Zeitung steht, sie habe ein Fest organisiert und als Höhepunkt, als Nachspeise, 180 Juden in einen Stall ge- lockt und Waffen verteilt. Alle waren stockbesoffen. Alle durften mal ran. Auch Margit. »Gastgeberin der Hölle« wird sie genannt. In englischen Zeitungen heißt sie »killer coun- tess«. Und die Bild titelte: »Thyssen-Gräfin ließ auf Nazi- Party 200 Juden erschießen.«

»Das ist Quatsch. Es gab ein Verbrechen, aber dass Mar- git damit etwas zu tun hatte, halte ich für unwahrschein- lich. Sie war ein Monster, aber dazu war sie nicht in der Lage.«

»Wieso war Margit ein Monster?«

Vor dem Zeitungsartikel über Rechnitz und Tante Margit hat mich meine Familiengeschichte nicht sonderlich interessiert. Ich kam auch kaum mit ihr in Berührung. Wäre ich in Ungarn geboren, wäre das etwas anderes, da gab es Plätze und Denkmäler für meine Vorfahren. Aber ich wuchs nicht in Budapest auf, sondern in einer Vierzimmerwohnung am Stadtrand von Zürich, und als ich acht Jahre alt war, zogen wir hundert Meter weiter in ein graues Reihenhaus in der Form eines Rubik-Würfels, an dem damals in den Achtzigerjahren alle drehten. Wir hatten einen Pingpong-tisch im Garten und einen großen Kühlschrank wie die Amerikaner, den die Vorbesitzer dagelassen hatten. Es hat so gut gerochen, wenn man das Eisfach aufmachte und den Kopf hineinstreckte, an den gefrorenen Erbsen vorbei, ganz tief hinein. Noch besser kann ich mich an den Geruch der Tankstelle erinnern, wo wir manchmal abends auf dem Rückweg von Freunden meiner Eltern hielten, die wir jeden Sonntag besuchten. Wir saßen zu dritt eng bei- einander auf der Rückbank, meine beiden Brüder und ich, und ich hoffte immer, dass wir noch tanken müssen. Dann habe ich das Fenster heruntergekurbelt, meine Augen ge- schlossen und durch die Nase geatmet. Das Benzin und die kühle Luft und wir alle gemeinsam in diesem Auto auf dem Weg nach Hause, geborgener fühlte ich mich nie. Und als wir dann ankamen, habe ich getan, als würde ich schlafen, damit mich mein Vater in mein Zimmer trägt. Sein Hemd roch nach Wein und Zigaretten und Sommer, das war meine Kindheit.

Wie Wale, die sich zum Gebären in ruhige Gewässer be- geben, so haben sich auch meine Eltern ausgeklinkt aus der Welt und sich hier niedergelassen. Doch im Unter- schied zu Walen, die es wieder in die Tiefen der Ozeane zieht, sind meine Eltern am Stadtrand gestrandet.

Vielleicht haben sie sich vor ihrer Vergangenheit versteckt. Vor ihren Erinnerungen an Ungarn, an den Krieg, an Flucht und Verstecken.

Womöglich wollten sie einfach neu beginnen an diesem unbefleckten Ort, nicht mehr zurückdenken, wollten die- sen toten Winkel zu ihrem Zuhause machen. Und beinahe hätte es geklappt.

Die Schweiz eignet sich gut dafür, von vorne anzufangen und das Schwere vergangener Tage abzustreifen, denn nichts erinnert in diesem Land an Hitler oder Stalin. Die beiden totalitären Systeme des vergangenen Jahrhunderts, Nationalsozialismus, Kommunismus, Konzentrationslager, Gulag, das sind nur Kapitel in den Geschichtsbüchern der Schule. Es gibt kaum ein Denkmal für die Opfer der Kriege, kaum eine Familie, abgesehen von jenen der Eingewanderten, deren Geschichte mit den Gräueln verwoben ist. Es gibt diese Frage nicht: »Sag mal, Opa, was hast du im Krieg getan?« Niemand wurde deportiert oder vergast. Da muss nichts »verdaut werden«, da »kommt nichts hoch«, wie es in den Zeitungen immer heißt, wenn von anderen Ländern die Rede ist. Es gibt kein kollektives Versagen, keine Krisen, außer denen der Banken. Die Schweiz kennt nur Jahre des Wohlstands, der Sicherheit und Sorglosigkeit, vor allem in meiner Jugend Anfang der Neunzigerjahre, als alles noch bunter wurde und Stadtrandmenschen an den Wochen- enden mit ihren Fahrrädern um irgendwelche Seen radel- ten und es biken nannten.

So viel Idylle färbt doch ab, sollte man meinen. So viel Unbekümmertheit überträgt sich aufs Familienglück. Nicht bei allen.

Weder mein Vater noch meine Mutter fühlten sich in der Schweiz, diesem wattiertesten aller Länder Europas, wirklich zu Hause. Sie lernten zwar Schweizerdeutsch und fuhren Ski, kauften sich einen Sandwichtoaster, als alle so ein Ding kauften, und im Winter aßen auch sie Raclette, gossen flüssigen Käse über die Kartoffeln, vielleicht mit ein wenig mehr Paprika als andere. In Wirklichkeit aber nahmen sie am Leben in diesem Land nur teil, wenn es sein musste. Sie grüßten die Nachbarn, aber lieber war ihnen, sie kamen ungesehen bis zum Auto. Die Schweiz und die Schweizer haben sie insgeheim belächelt, zumindest nahm ich das früher so wahr. Die gelegentlichen fremdenfeindlichen Bemerkungen anderer Anwohner, was für einen ulkigen Nachnamen wir hätten, dass wir für Ausländer ganz ordentlich Deutsch sprächen, dass unser rostiges Auto nicht hierher passe, kümmerten sie nicht, weil sie wussten, dass sie hier nie Wurzeln schlagen würden. Die Schweiz war für sie immer nur ein Spieleland, das Leben kein echtes, jedenfalls keines mit Höhen und Tiefen, mit Glück und Leid. Denn wer nicht mindestens ein paar Verwandte im Krieg verloren, wer nie miterlebt hatte, wie eine fremde Besatzungsmacht, seien es Deutsche oder Russen, alles umstürzte, der durfte nicht von sich behaupten, wirklich etwas vom Leben zu verstehen. Leid war die Währung, Glück und Idylle zählten nicht. Die Vergangenheit war immer wichtiger als die Zukunft, das Alte immer besser als das Moderne.

Und so werden wahrscheinlich beide auf ihre Weise von einem anderen Leben geträumt haben in diesem kleinen Haus am Stadtrand Zürichs, diesem Ort ohne Gestern, aus dem mein Vater bald auszog.

Zwei Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs packte er seine Sachen und fuhr nach Budapest. Auch meine Mutter verließ die Schweiz und machte nicht den Anschein, als ob ihr etwas fehlte, was ich ihr nie übel nahm. Plötzlich waren sie beide fort, doch das Gefühl, im falschen Land zu leben, hatten sie mir dagelassen.

Ich aber blieb, wohl aus Trägheit, studierte, weil das alle taten, und wurde Journalist. Bald schon schrieb ich über bewaffnete Kindergangs in Liverpool, schlief im Wohnwagen eines hohen Ku-Klux-Klan-Mitglieds in Texas, lief tage- lang in einem Zürcher Vorort umher, weil ich über eine Massenvergewaltigung an einem 13-jährigen Mädchen berichten musste, und saß auf dem Sofa dieses holländischen Samenspenders, zusammen mit einem lesbischen Paar, das sich ein Kind wünschte. Ich sah zu, wie er ihnen ein Dös- chen überreichte und eine Spritze, mit der sich eine der Frauen sein Sperma einführen sollte. »Ich geh noch was einkaufen«, rief er, da stand er schon auf der Türschwelle: »Wollt ihr was? Cola? Chips?«, worauf sie verdutzt die Köpfe schüttelten. Cola? Sie wollten doch ein Kind.

Ungarn war zwar das Land meiner Eltern, doch was kümmerte es mich? Ich war Anfang dreißig, frisch verliebt, der Zweite Weltkrieg, ein Kriegsverbrechen an 180 Juden, all das hätte nicht weiter weg sein können. Wir hatten doch unsere eigenen Probleme, dachte ich, Migration, Orientierungslosigkeit, Globalisierung, über solche Sachen schrieb ich: zu viel Konsum, zu viel Porno, zu viele Möglichkeiten.

Aber nachdem mir meine Familiengeschichte begegnet war an jenem Morgen, an dem ich meine Großtante Margit in dem Zeitungsartikel erkannt hatte, fing ich an zu recherchieren, schrieb Familienangehörigen in Wien, Budapest und München. »Hallo«, begann ich, »wir kennen uns nicht, sind aber über Ecken miteinander verwandt. Habt ihr gelesen, was passiert sein soll? Wisst ihr was?« Ich besorgte mir Akten über Tante Margit und ihren Mann Ivan, den Bruder meines Großvaters, las Bücher über die Thyssens, über die Geschichte Ungarns, verbrachte ganze Tage in Archiven in Berlin und Bern, Budapest und Graz und sprach immer wieder mit meinem Vater. Tante Margit war der Auslöser meiner Reise in die Geschichte, ihretwegen habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit meiner Herkunft auseinandergesetzt.

Es war ein Massaker an 180 Juden, das mich meiner Familie näherbrachte.